Ahmet Cavuldak [Hrsg.]

Peter Graf Kielmansegg im Gespräch

Übungen im politischen Denken

Nomos

Ahmet Cavuldak [Hrsg.]

Peter Graf Kielmansegg im Gespräch

Übungen im politischen Denken

Nomos

Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6581-2 (Print)

ISBN 978-3-7489-0647-6 (ePDF)

1. Auflage 2020
© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2020. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

I. Gespräch zwischen Ahmet Cavuldak und Peter Graf Kielmansegg 13

II. Ideengeschichtliche Profile

Die Federalist Papers. Das politische Denken der amerikanischen Gründungsväter 161

Tocqueville – ein Meister? Überlegungen zum Rang des Demokratie-Analytikers Tocqueville 181

Hannah Arendt lesen. Anmerkungen zu „Über die Revolution“ 209

Kants Verheißung. Anfragen an Immanuel Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ 223

Denkt die Welt europäisch? Das Beispiel Politik 251

III. Porträtskizzen von Weggefährten

Abschied von Eugen Kogon 263

Wilhelm Hennis. Politikwissenschaft gegen den Strom 277

Dolf Sternbergers Lehre von der Politik. Auf der Suche nach dem verlorenen Wort 303

Exkurs: Die Sprachlosigkeit der Sozialwissenschaften 315

IV. Öffentliche Stellungnahmen

Die Zukunft der Demokratie 329

Soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen? Religion im Verfassungsstaat 339

Schuld und Halbschuld: Die Jahrhundertdebatte über den Ersten Weltkrieg 349

Die Ambivalenzen des Populismus 361

Verteidigung der Politik 371

Über Migration reden 381

Politik und Apokalypse 391

Erstveröffentlichung der Texte 403

Vorwort

Der vorliegende Band soll den Historiker, Politikwissenschaftler und öffentlichen Intellektuellen Peter Graf Kielmansegg als Mensch und Gelehrten porträtieren und dessen bisheriges Oeuvre abrunden. Im Mittelpunkt steht ein umfangreiches, sehr persönliches Gespräch mit Graf Kielmansegg über sein Leben und Werk, das um teils unveröffentlichte Texte aus vier Jahrzehnten ergänzt wird. Zwischen Gespräch und Essays bestehen zahlreiche Bezüge, sodass in der Zusammenschau ein vielstimmiges Konzert entsteht.

Das werkbiographische Gespräch mit Peter Graf Kielmansegg verdankt seine Entstehung einer glücklichen Konstellation der Umstände. Im Mai 2019 erschien ein von mir herausgegebener Sammelband über das Werk und Wirken Graf Kielmanseggs mit Beiträgen von namhaften Politikwissenschaftlern und Historikern.[1] Ich hatte Graf Kielmansegg ursprünglich um eine Replik auf die kritischen Nachfragen und Einschätzungen der Kolleginnen und Kollegen gebeten, er aber konnte sich dafür nicht so recht erwärmen. Erst daraufhin habe ich ihm vorgeschlagen, mit ihm ein Gespräch zu führen, in das dann auch die Fragen zu seinem Werk eingehen würden. Mein alternativer Vorschlag fand dann rasch seine Zustimmung, wohl auch deshalb, weil wir ohnehin seit meinen Studienjahren an der Mannheimer Universität im regen Austausch miteinander stehen. Das Gespräch bietet als lebendiges Medium ganz andere Möglichkeiten der Mitteilung und Verständigung, zumal wenn die kostbare Freiheit des Vertrauens dazukommt, die nur mit der Zeit entstehen und bestehen kann. Ich war von den Selbstauskünften Graf Kielmanseggs teilweise überrascht, sie brachten auch für mich neue Facetten der Person und des Werks zum Vorschein. Graf Kielmansegg unternahm jedenfalls eine intensive Reise in seine Vergangenheit und Gedankenwelt, die er selbst durchaus als her-

1 Cavuldak, Ahmet (Hrsg.), 2019: Die Grammatik der Demokratie. Das Staatsverständnis von Peter Graf Kielmansegg, Baden-Baden, Nomos.

ausfordernd empfand, menschlich wie auch intellektuell. Dabei kamen ihm seine Stärken als Redner zugute, er konnte pointiert zuspitzen, um für Klarheit zu sorgen, ohne übertreiben zu müssen. Graf Kielmansegg ist bekannt für seine Kunst der Abwägung, die sich auch in unserem Gespräch deutlich zeigt.

Das Gespräch mit Graf Kielmansegg habe ich im August und September 2018 an mehreren Tagen bei ihm zu Hause in Laudenbach geführt. Da er sich mit besonderer Sorgfalt unserem Gespräch gewidmet hat, kam alsbald der Gedanke auf, es sollte aufgrund seiner intellektuellen Substanz eigens veröffentlicht werden. Dabei wurde ich dankenswerterweise ermutigt vom Urteil einiger Kolleginnen und Kollegen, denen ich eine Niederschrift des Gesprächs mit der Bitte um ihre Einschätzung geschickt hatte. Daraufhin haben wir es dann auf meinen Wunsch hin im Sommer und Herbst 2019 erweitert und schließlich gemeinsam durchgesehen. Gesprochen habe ich mit Graf Kielmansegg über seinen Lebensweg „nach der Katastrophe", über frühe Erfahrungen und Prägungen, seinen akademischen Werdegang, über seine intellektuellen Weggefährten, sein vielschichtiges Werk und vielfältiges Wirken.[2]

Auch habe ich die Gelegenheit genutzt, um kritische Fragen an Graf Kielmansegg und sein Werk zu stellen; wie die Leserinnen und Leser es merken werden, ist er offen und geduldig auf sie eingegangen, und dort, wo er keine Antwort zu geben wusste, hat er dies zugegeben.

Um das werkbiographische Gespräch herum versammelt der Band Texte unterschiedlicher Gattung von Graf Kielmansegg aus einem Zeitraum von vier Jahrzehnten, die durch verschiedene äußere Anlässe entstanden sind und teilweise hier erstmals veröffentlicht werden. Zunächst gibt es fünf ideengeschichtliche Profile, die den Autor als einen Kenner der politischen Ideengeschichte Euro-

2 An dieser Stelle sei erlaubt, auf Sandra Wirths Dissertation mit dem Titel „Nachdenken über Demokratie" hinzuweisen, die „das akademische Werk Peter Graf Kielmanseggs im Spiegel von Biographie und Zeitgeschichte" rekonstruiert und würdigt (2019, Baden-Baden, Nomos). Sie enthält auch eine aktualisierte und vollständige Bibliografie der Schriften von Graf Kielmansegg.

pas und der USA ausweisen. Der erste Beitrag charakterisiert das politische Denken der amerikanischen Gründerväter in den Federalist Papers, der zweite würdigt Alexis de Tocqueville als großen Demokratie-Analytiker, wohl nicht von ungefähr, wenn man bedenkt, dass beide kanonischen Texte feste Referenzgrößen für das demokratietheoretische Denken Graf Kielmanseggs sind. Der dritte, hier erstmals veröffentlichte Text geht zurück auf einen Vortrag an einer Schule über Hannah Arendts Revolutionsbuch und Demokratieverständnis. Anschließend setzt sich der Autor in einer Abhandlung mit Immanuel Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" auseinander, die trotz oder wegen ihres utopischen Gehaltes in die politische Welt gewirkt hat wie nur wenige philosophisch-politische Texte. Der letzte, bislang unveröffentlichte Beitrag, der seinerseits auf einen Vortrag am Tag der Akademien der Wissenschaften in Berlin zurückgeht, fragt nach dem Einfluss des europäischen politischen Denkens in der Welt. Seine Antwort gibt jedenfalls zu denken, auch wenn man ihm in manchem widersprechen mag.

Auf diese fünf ideengeschichtlichen Profile folgen drei Porträtskizzen von bedeutenden Weggefährten, in denen freundschaftliche Verbundenheit und intellektuelle Wertschätzung zusammenfließen, was aber Kritik in der Sache nicht ausschließt: der Nachruf auf seinen „Lehrer" Eugen Kogon, ursprünglich in der Zeitschrift „Merkur" erschienen, ist einer der persönlichsten und schönsten Texte von Graf Kielmansegg, auch sein Aufsatz über Wilhelm Hennis' Lebenswerk ist ein Prosastück, in dem das Ringen um ein gerechtes Urteil auf jeder Seite spürbar ist. Der dritte Text ist ursprünglich als ein Besprechungsessay zu Dolf Sternbergers Hauptwerk „Drei Wurzeln der Politik" veröffentlicht worden, und zwar 1979 ebenfalls im „Merkur". Graf Kielmansegg hatte auch mit Dolf Sternberger eine persönliche Verbindung. Er vertrat ihn ein Semester an der Universität Heidelberg, wurde später in dessen Schülerkreis aufgenommen und bezog von seinen demokratietheoretischen Schriften so manche wichtige Anregung. Auch als Stilist hat Sternberger Graf Kielmansegg wohl beeindruckt. Es ist bezeichnend, dass er am Ende seines Essays die literarischen Qualitäten der Prosa Sternbergers rühmt und den Verfall des Sprachbewusstseins

in den Sozialwissenschaften beklagt. Der vierte und letzte Text der dritten Rubrik, der aus dem Jahr 2010 stammt und etwas aus der Reihe tanzt, schließt inhaltlich an diese Kritik der sozialwissenschaftlichen Sprache an, er thematisiert und beklagt die „Sprachlosigkeit der Sozialwissenschaften". Von den Sozialwissenschaftlern wird die Fähigkeit erwartet, sich jargonfrei, möglichst allgemeinverständlich einer breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Graf Kielmansegg selbst hat diese Maxime im eigenen Schreiben befolgt, wie nicht zuletzt seine öffentlichen Stellungnahmen eindrucksvoll zeigen. Der Träger des Sigmund Freud-Preises für wissenschaftliche Prosa ist auch ein bewusster und stilsicherer Essayist. Der vierte Teil enthält eine kleine Auswahl seiner zahlreichen öffentlichen Stellungnahmen aus den letzten Jahren, die als Essays in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" erschienen sind; sie sind vor allem der Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen und Problemen der Demokratie in der Bundesrepublik gewidmet und können als „Anwendungen" und „Übersetzungen" seiner grundlegenden Überzeugungen betrachtet werden, die er in seinen historischen und demokratietheoretischen Studien entwickelt hat.

Bei der Auswahl der Texte habe ich versucht, das Bild vom Menschen und Gelehrten, das sich aus der Lektüre des Gesprächs ergibt, zu erweitern und zu vertiefen. Die ideengeschichtlichen Profile, Porträtskizzen von Weggefährten und öffentlichen Stellungnahmen ergänzen einander sowohl in Form als auch im Inhalt: sie stellen allesamt „Übungen" im politischen Denken Graf Kielmanseggs dar. Im Übrigen trage ich die Verantwortung für die Auswahl der Texte, auch wenn ich Graf Kielmansegg einbezogen und um Rat gefragt habe. Bei einigen Essays haben wir den ursprünglich von ihm vorgesehenen Titel übernommen oder aber diesen leicht ergänzt, ansonsten sind die Texte unverändert.

Mir bleibt nun die Freude, Prof. Dr. Peter Graf Kielmansegg herzlich zu danken für seine Geduld und seine Sorgfalt, sein Vertrauen und seine Geistesgegenwart, mit denen er mir im Gespräch und darüber hinaus im Leben stets begegnet ist. Auch sei mir erlaubt, dem Gelehrten Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Maier für seine tatkräftige

Unterstützung meiner Forschungsbemühungen wie überhaupt für sein Beispiel ermutigender Mitmenschlichkeit zu danken.

Einen besonderen Dank schulde ich schließlich auch Dr. Martin Reichinger vom Nomos Verlag für sein reges Interesse an dem Band und die wunderbare Zusammenarbeit.

Berlin, Februar 2020 Ahmet Cavuldak

I. Gespräch zwischen Ahmet Cavuldak und Peter Graf Kielmansegg

AC: Graf Kielmansegg, Sie sind 1937 geboren. Als der Zweite Weltkrieg zu Ende ist, sind Sie gerade einmal acht Jahre alt. Sie wuchsen in den ersten Jahren der Nachkriegsgeschichte auf, in denen Deutschland eine Trümmerwüste war. Wie haben Sie Ihre Kindheit erlebt?

PGK: Die eigentliche Kindheit bis zum vierzehnten Lebensjahr zerfällt in zwei Abschnitte. Die Jahre von 1941 bis 1945 habe ich mit meiner Familie in einem kleinen Dorf im Oderbruch, also östlich von Berlin verlebt. Wir lebten bei Kriegsausbruch in Berlin, aber als der Bombenkrieg stärker wurde, sind wir aufs Land ausgewichen. Das sind für uns Kinder – wir waren zunächst drei, dann vier – sehr friedliche Jahre gewesen. Wir haben auf dem Lande dort ein vom Krieg weitgehend unbeeinflusstes Leben geführt. Es gab, anders als im Ersten Weltkrieg, im Zweiten keine wirklichen Versorgungskrisen, die im Alltag spürbar gewesen wären. Natürlich wussten auch wir Kinder: Es ist Krieg. Schließlich war der Vater nicht da. Wir haben auch aus der Distanz die schweren Bombenangriffe auf Berlin miterlebt. Am Himmel sah man in der Ferne den Feuerschein der brennenden Stadt. Man hörte das Dröhnen der großen Bomberverbände. Man hörte, dass im Dorf über Gefallene und Verwundete gesprochen wurde. Auf dem Gutshof, auf dem wir lebten, arbeiteten Kriegsgefangene. Aber das hatte alles für uns Kinder keinen wirklich tief beunruhigenden Charakter. Ich kann mir das nur so erklären, dass Kinder, wenn sie nicht unmittelbar betroffen sind, ein solches Geschehen nicht in ihr Leben einbeziehen.

Dann allerdings, im Januar 1945, kam die Flucht. Die Russen standen an der Oder, etwa 20 Kilometer entfernt. Man hörte den Kanonendonner der Front. Wir mussten fliehen. Wir hatten dabei Glück. Wir mussten uns nicht wie die meisten Menschen im Osten in diesem sehr kalten Winter mit Pferd und Wagen auf den Weg machen. Durch einen glücklichen Zufall kam es dazu, dass uns ein

Militärlastwagen zur Verfügung gestellt wurde, der uns in mehreren Tagen zu Verwandten in die Altmark brachte. Da wussten auch wir Kinder plötzlich, was das ist, Krieg: Alles zurücklassen, nicht wissen, wo man die nächste Nacht schlafen wird, Chaos auf den Straßen, Tieffliegerangriffe, ständige Militärkontrollen, dazu eisige Kälte. So brach der Krieg spät aber heftig in unser Kinderleben ein.

Als Flüchtlinge haben wir – und das ist die zweite Hälfte der Kindheit – von 1945 bis 1951 in einem niedersächsischen Dorf gelebt. Da machte man auch als Kind sehr spürbar die Erfahrung: Ein Flüchtling ist ein Mensch zweiter Klasse. Man hat nichts, man ist in allem abhängig, der Vater, der glücklicherweise zurückkam aus dem Krieg, ist stellungslos und bleibt lange Zeit ohne Zukunftsperspektive. Aber es war eine Kindheit ohne wirkliche Not, so sehr sie auch gezeichnet war von der Geschichte, die Deutschland in diesem Jahrzehnt durchlebt hat. Wir Kinder waren auf eine erstaunliche Weise im Alltag gegen das Bedrückende der Zeit abgeschirmt, konnten uns vielleicht auch selbst dagegen abschirmen.

Im Rückblick denke ich: Ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen meiner Generation und der – sagen wir – zehn Jahre jüngeren Generation, denen, die später die 68er wurden, war der, dass wir das Katastrophenerlebnis noch hatten und dadurch auch in einer gewissen unbewussten Solidarität mit der Generation unserer Eltern verbunden waren. Das bezog sich wahrscheinlich vor allem auf die Mütter. Die Mütter haben Unglaubliches geleistet in diesen Jahren. Sie waren allein mit ihren Kindern in den Bombennächten, sie mussten die Flucht organisieren, sie mussten überhaupt das Überleben organisieren. Und sie haben das auf eine überaus eindrucksvolle Weise getan. Diese Erfahrung hat, denke ich, mit bewirkt, dass wir unseren Eltern näher waren als die Nachkriegsgeneration. Wir haben nie über unsere Eltern in der Weise zu Gericht gesessen, wie das die nächste Generation jedenfalls in lautstarken Teilen dann in den sechziger Jahren tat. Und wir haben es auch nie gewollt, wir mussten es gar nicht unterdrücken. Wir hatten keine Distanzierungs- und Befreiungswünsche. Und das ist nicht nur einem noch selbstverständlichen Respekt vor den Eltern zuzuschreiben, sondern vermutlich auch einem gemeinsamen Schicksal, das eine große Nähe geschaffen hat.

AC: Würden Sie sagen, dass Sie alles in allem eine glückliche Kindheit verlebt haben, obwohl Sie von der nationalsozialistischen Katastrophe gestreift worden sind?

PGK: Glücklich ist ein großes Wort. Rundum glückliche Kindheiten sind vermutlich etwas Seltenes. Meine Geschwister und ich haben eine gute Kindheit gehabt, trotz aller Bedrängtheiten und Begrenztheiten. Wir sind behütet und geliebt aufgewachsen. Darauf kommt es an. Von den Schatten habe ich gesprochen. Eine problematische Kindheit war es jedenfalls bestimmt nicht.

AC: Sie sind in eine aristokratische Familie hineingeboren. Wie war Ihre Erziehung, war sie streng und autoritär?

PGK: Nein, in gar keiner Weise. Zu meiner Erziehung oder zu unserer Erziehung, ich habe da immer auch meine Geschwister im Sinn, muss man sagen, dass mein Vater kaum eine Rolle dabei spielen konnte, weil er nicht da war. 1939 ging er in den Krieg, 1946 kam er aus der Kriegsgefangenschaft zurück, da war ich immerhin schon neun Jahre alt. In den Jahren, in denen wir als Flüchtlinge auf dem Lande lebten, war er auf der Suche nach einem Broterwerb zuerst in Hannover, dann in Hamburg. Nach Hause kam er gelegentlich an den Wochenenden. Die einzigen Jahre, in denen wir ihn Tag für Tag in der Familie erlebt haben, waren die frühen fünfziger Jahre. Er war 1950 nach Bonn gerufen worden, um bei den Planungen zum Aufbau deutscher Streitkräfte mitzuwirken, die damals vorsichtig begannen. Es war für die Familie die Rückkehr aus dem Flüchtlingsdasein in die Normalität. Später wurde mein Vater dann ins Ausland geschickt. Soweit er in unserer Erziehung eine Rolle spielte, spielte er sie durch die Art, wie er war, und nicht so sehr durch eine bewusste Pädagogik. Er war ein durchaus intellektueller, sehr vielseitig interessierter, belesener Offizier, was in diesem Beruf ja nicht unbedingt die Regel ist; dabei uns Kindern, soweit er Zeit hatte, sehr zugewandt. Aber wir waren unserem Vater in späteren Jahren näher als in der Kindheit.

Es war an erster Stelle die Mutter, mit der wir aufgewachsen sind, und neben und mit ihr unsere mütterliche Großmutter. Sie lebte mit uns. Sie hat sehr früh ihren Mann verloren, er fiel am ers-

ten Tag des Ersten Weltkrieges vor Lüttich. Da war meine Großmutter 37 Jahre alt, hatte drei kleine Töchter. Sie hat von da an wirklich nur für ihre Kinder und später für ihre Enkel gelebt; eigene Ansprüche an das Leben hatte sie nicht mehr. So haben wir es als Kinder natürlich nicht wahrgenommen, wir haben einfach erlebt, dass sie für uns da war. Ein Moment der Strenge kam gelegentlich vielleicht am ehesten durch sie in die Erziehung hinein. Sie war, 1877 geboren, noch im 19. Jahrhundert großgeworden, in einer Zeit also, in der vollkommen andere Regeln für den Umgang zwischen Eltern und Kindern galten. Die Distanzen zwischen Eltern und Kindern waren viel größer. Davon spürte man manchmal noch etwas, so dass wir als Kinder in gewisser Weise mit mehreren Generationen und deren Auffassungen über Erziehung in Berührung gekommen sind. Das hat uns, glaube ich, gut getan.

AC: Wie machte sich denn überhaupt die aristokratische Herkunft bemerkbar? Hatten Sie in Ihrer Wahrnehmung das Bewusstsein, dass Sie etwas Besonderes seien? Und damit vielleicht zusammenhängend: War die Tradition und das Gedächtnis der Familie für Sie eher eine Stütze oder manchmal auch Ballast?

PGK: Meine Familie im engeren Sinne, die unmittelbaren väterlichen Vorfahren haben alle nicht mehr jenes aristokratische Leben geführt, das Stil und Selbstbewusstsein dieser Schicht in hohem Maße geprägt hat, nämlich das Leben als Landbesitzer. Mein Ururgroßvater war ein jüngster Sohn gewesen. Hierzulande erben die Ältesten, insbesondere das Land, das Land wird zusammengehalten, nicht geteilt. Meine unmittelbaren Vorfahren waren also alle in der Situation, dass sie sich wie jeder andere Mensch ihren Lebensunterhalt durch berufliche Arbeit verdienen mussten. Es gehörte allerdings zu den Standesregeln, insofern kommt doch ein aristokratisches Element ins Spiel, dass man nur bestimmte Berufe wählen konnte und andere nicht. Und die Berufe, die man wählen konnte, waren nicht zahlreich; man konnte Offizier oder Diplomat werden oder in den Verwaltungsdienst gehen, öffentlicher Dienst also. Aber man ging nicht in die Wirtschaft. Alles Kaufmännische galt als unaristokratisch. Das bedeutete dann aber auch, dass man in der Regel in relativ bescheidenen Verhältnissen lebte; denn mit den

Gehältern, die im öffentlichen Dienst, von Spitzenpositionen abgesehen, gezahlt wurden, wurde man nicht reich. Das war durch mehrere Generationen die Lebenssituation meiner Vorfahren väterlicherseits.

Aristokrat blieb man aber auch ohne Landbesitz. Obwohl der Adel seit 1918 kein Stand im rechtlichen Sinn mehr war, hat er sich weit über dieses Ende hinaus ein Standesbewusstsein bewahrt. Und dieses Standesbewusstsein gründete sich nicht in erster Linie auf Besitz. Es war bestimmt von einen gemeinsamen Verhaltenskodex, durch den man sich abhob und abheben wollte von anderen, bis hinein in Sprachmuster, und durch die Erinnerung an eine längere oder kürzere, jedenfalls mehrere Jahrhunderte zurückreichende Familiengeschichte, die oft auf eine bestimmte Dynastie ausgerichtet gewesen war. Beides blieb auch in meiner Familie in den schwierigen Zeiten lebendig, wenn auch glücklicherweise ganz ohne Penetranz.

So viel zum Hintergrund meiner Antwort auf Ihre Frage, inwieweit das Bewusstsein, einer aristokratischen Familie anzugehören, eine Hilfe oder eine Belastung gewesen sei: Als Belastung habe ich es nie empfunden. Manchmal ist es im Alltag etwas mühsam mit einem solchen Namen. Aber ich glaube nicht, dass er mir irgendwann geschadet hat; dass Herkunft und Name als solche Antipathien geweckt hätten. Natürlich kann ich das nicht sicher wissen, aber wahrgenommen habe ich es nie. Von einem besonderen Familienstolz würde ich nicht sprechen. Das Flüchtlingsdasein in prägenden Kindheitsjahren war ja auch wenig dazu angetan, ihn zu wecken. Wohl aber war man sich auch als Kind bewusst, einer Familie anzugehören, die eine Geschichte hat. Das bringt nicht nur ein anderes Verhältnis zur Geschichte hervor, sondern das Gefühl einer Art von Verpflichtung. Man wusste: Dein Name ist nicht nur Dein Name sondern der Name einer Familie. Das, was mit Dir und diesem Namen assoziiert wird, wird auch mit der Familie in Verbindung gebracht. Das ergibt ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit, vielleicht ist es auch ein Ansporn, aber als einen besonderen Stolz würde ich das nicht beschreiben.

AC: Ich habe die Frage gestellt mit dem Hintergedanken, dass Sie später zu einem Analytiker der modernen Demokratie geworden sind, die unbedingt das Moment der Gleichheit aller Menschen enthält, aber die Aristokraten damit von Hause aus hadern könnten. Wie war die Haltung Ihrer Familie zur Demokratie als politische Lebensform?

PGK: Mein Vater war jedenfalls nach 1945 ganz frei von jener Ablehnung der Demokratie, jener Feindschaft gegen die Demokratie, die für einen großen Teil des Adels in der Weimarer Zeit charakteristisch gewesen war. Er hat sich, um das mit einem ganz praktischen Beispiel zu illustrieren, in seiner Arbeit im sogenannten Amt Blank, der Vorläuferinstitution des Verteidigungsministeriums in den frühen fünfziger Jahren, mit besonderem Nachdruck dafür eingesetzt, die SPD, die ja der Wiederbewaffnung sehr kritisch gegenüberstand, von Anfang an einzubeziehen in den Prozess der Neugründung einer deutschen Armee. Die Weimarer Republik war für ihn unter anderem eben auch daran gescheitert, dass die Kluft zwischen der Reichswehr und der SPD nie überbrückt worden war. Das dürfe nicht wieder passieren.

Im übrigen erinnere ich an schon Gesagtes. Wir lebten ja in durchaus bürgerlichen Lebensumständen. Die Distanz, in der ein ostelbischer Junker zur Demokratie stand, hing bis 1918 und darüber hinaus immer auch mit der Furcht vor dem Verlust von Privilegien zusammen. Wir hatten keine Privilegien mehr zu verlieren, überhaupt nicht. Aber in der weiteren Verwandtschaft habe ich es durchaus noch erlebt, dass in einem höchst abschätzigen bis feindlichen Ton über „die Roten", über die Republik im allgemeinen, auch über die zweite deutsche Demokratie in ihren Anfangsjahren gesprochen wurde. Aber diesen Ton gab es bei uns nicht.

AC: Würden Sie sagen, dass Ihr Vater ein überzeugter Demokrat war?

PGK: Er war nach 1945 ganz sicher überzeugt davon, dass der demokratische Verfassungsstaat die einzig angemessene politische Ordnung für unsere Zeit und unser Land sei. Dem demokratischen Verfassungsstaat, wie er von 1949 an aufgebaut wurde, gehörte sei-

ne volle Loyalität. Er hat ja selber auf seinem Feld daran mitgewirkt. Den Gedanken, dass der Soldat in der Demokratie sich als „Staatsbürger in Uniform“ verstehen solle und dass er als solcher zu behandeln sei, hat er ja mit auf den Weg gebracht.

AC: Sie schreiben in Ihrer deutschen Geschichte von 1945 bis 1990, die nationalsozialistische Katastrophe habe das Land demokratiefähig gemacht. Gilt das auch für Ihren Vater?

PGK: Das Wort gefällt mir bezogen auf Personen nicht. Aber ganz sicher gilt für ihn wie für viele seiner Generation, dass er aus den Erfahrungen, die Deutschland und jeder Deutsche in den Jahren zwischen 1919 und 1945 gemacht hatten, sehr bewusst Konsequenzen gezogen hat. Dass die Armee der zweiten deutschen Demokratie anders als die der ersten den Primat der Politik anerkennen müsse, war für meinen Vater selbstverständlich. Die Reichswehr, der er selbst als junger Offizier noch angehört hatte, hat ihren Status in der Republik bekanntlich anders definiert. Ihre Loyalität galt, so sah sie es, dem Vaterland, nur bedingt der Republik oder ihrem Oberbefehlshaber, dem Reichspräsidenten, jedenfalls solange er Ebert hieß. Auch mein Vater hat als junger Offizier noch einen deutlichen Unterschied zwischen dem Vaterland und der Republik von Weimar, auf die er vereidigt war, gemacht. Diese Unterscheidung konnte es im Blick auf die zweite deutsche Demokratie nicht mehr geben, wenn man einmal von dem Sonderproblem der Teilung Deutschlands absieht.

AC: Spielte die Religion bzw. der Protestantismus irgendeine Rolle in ihrer Kindheit, die ja doch auch von existenziellen Nöten geprägt war?

PGK: Es gab und gibt weithin noch immer eine gewisse selbstverständliche Bindung des Adels an die christliche Tradition, in den beiden Konfessionen in etwas unterschiedlicher Ausprägung. Man feierte das Kirchenjahr mit der Kirche, man ging in den Gottesdienst, man feierte die großen Lebensfeste mit der Kirche, man ließ sich natürlich kirchlich beerdigen. Es gehörte zum Leben. Wieviel davon sich einfach aus dem Eingebunden-Sein in eine Tradition ergab, wieviel persönliche Gläubigkeit dahinter stand, das ist schwer

zu unterscheiden. Was meine Familie angeht, so ist zu sagen: Meine Eltern waren nicht sehr kirchlich orientiert. Mein Vater ging selten in den Gottesdienst. Über Religion wurde in der Familie kaum gesprochen. Wir haben über den persönlichen Glauben unserer Eltern nicht viel erfahren. Aber es gehörte ganz selbstverständlich dazu, dass zu allen Mahlzeiten Tischgebete gesprochen oder alle Kirchenfeste gefeiert wurden. Es gab auch bei uns diese Selbstverständlichkeit des Festhaltens an der christlichen Tradition.

Wirklich fromm, für uns Kinder wahrnehmbar fromm, war meine Großmutter. Aber sie war fromm auf eine durchaus selbständige Weise. Sie machte sich ihre eigenen Gedanken; sie sprach auch über das, was ihr an der christlichen Religion, so wie sie von der Kirche gelehrt wurde, fragwürdig – im buchstäblichen Sinn – erschien. Sie unterschied, denke ich, zwischen dem, was sie als die Kernbotschaft des Christentums wahrnahm, und dem dichten theologischen Rankenwerk, mit dem die Kirche im Lauf der Jahrhunderte diesen Kern umbaut hat.

AC: Und wie ist es nun bei Ihnen, wenn ich das so direkt fragen darf, würden Sie sich als einen gläubigen Protestanten bezeichnen?

PGK: Ich bin in dieser Sache nicht immer Einundderselbe. Die Antwort lautet deshalb in gewissem Sinn ja und nein. Ich denke, dass ich mich am zutreffendsten als einen hoffenden Skeptiker oder einen skeptischen Hoffenden beschreiben kann. Es fällt mir schwer, die Welt, so wie sie ist mit all ihren Schrecklichkeiten, und den Vatergott, von dem die christliche Botschaft spricht, zusammenzudenken. Aber ich kann nicht anders als an der Hoffnung festhalten, dass meine Skepsis sich am Ende als unbegründet erweist; dass die Hoffnungsbotschaft recht behält für alle Menschen. Manchmal ist die Skepsis stärker, manchmal die Hoffnung. Vermutlich müssen viele Menschen, die es sich nicht – so oder so – leicht machen mit dem Thema Religion diese Spannung aushalten. Und vielleicht ist Hoffnung ja überhaupt eher als Gewissheit das Wesen moderner Religiosität.

AC: Haben Sie sich zu dieser skeptischen Glaubenshaltung im Laufe Ihres Lebens allmählich durchgerungen oder gab es irgendein Ereignis, dass Sie dazu veranlasst hat?

PGK: Nein, es gibt kein solches Ereignis. Ich habe mich auch nicht zu irgendetwas „durchgerungen". Vielleicht gibt es eine Entwicklung derart, dass ich älter werdend meine Skepsis stärker wahrnehme und bedenke. Aber es gibt immer wieder auch Gegenerfahrungen, Gegenerlebnisse, die die Hoffnung beleben. Es fällt mir nicht schwer, der Hoffnungsbotschaft weiter zuzuhören, im Gottesdienst und auf andere Weise. Es bleibt für mich auch selbstverständlich, dass ich Christ in der protestantischen Tradition bin. Natürlich ist mir bewusst, dass es sich da zunächst einmal um einen Geburtszufall handelt. Aber es ist ein Geburtszufall, den ich mir sozusagen zu eigen gemacht habe. Die evangelische Kirche in Deutschland mit ihren politischen Einseitigkeiten irritiert mich oft. Aber die Freiheit, die der Protestantismus dem einzelnen einräumt, die Sache mit Gott für sich selbst auszumachen, ist für mich sehr wichtig.

AC: Ich vermute, dass der Protestantismus auch in Ihren demokratietheoretischen Arbeiten Spuren hinterlassen hat.

PGK: Sie haben mir das einmal geschrieben; ich fand die Vermutung interessant. Ich habe selber nie darüber nachgedacht. Aber es ist natürlich nicht ganz unwahrscheinlich, dass ein solcher geistiger Hintergrund bei der Entwicklung des Denkens eines Menschen auf irgendeine Weise wirksam wird. Welches die protestantischen Spuren in meinem politiktheoretischen Denken sind, das müssten mir allerdings schon andere sagen.

AC: Nun aber zurück zu Ihrer Kindheit und Jugend: Hatten Sie auch nur ein vages Bewusstsein von der Bedeutung der Politik für das Schicksal eines Menschen und eines Volkes?

PGK: Politik ist für Kinder, denke ich, etwas sehr Fernes. Es ist ein abstrakter Begriff jenseits ihrer Erfahrungswelt. Aber es gab bei mir wohl ein ziemlich frühes Interesse an Geschichte, befördert vielleicht durch das, was man die frühe Begegnung mit Geschichte im eigenen Leben nennen könnte. Beflügelt worden ist dieses frühe

Interesse wahrscheinlich dadurch, dass mein Vater sich nach dem Krieg, sobald er aus der Gefangenschaft kam, sehr intensiv mit der unmittelbaren Vergangenheit, die er durchlebt hatte, beschäftigt hat. Ich sehe noch die Regale mit der Erinnerungs- und Reflexionsliteratur zum Thema „Die deutsche Katastrophe", die in den Jahren nach 1945 massenhaft auf dem Markt kam, oft Broschüren auf schlechtem Papier, erste Versuche zu erzählen, was geschehen war, es zu erklären, es zu begreifen. Das Bedürfnis sich zu rechtfertigen spielte in dieser frühen Memoirenliteratur natürlich eine zentrale Rolle. Das alles ist mir damals schon zuhause begegnet.

AC: Auch Eugen Kogons „Der SS-Staat"?

PGK: Daran kann ich mich nicht erinnern. Mein Vater selber schrieb in den Jahren 1947/48 ein Buch, das sich mit einer speziellen, aber wichtigen Episode in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges beschäftigte. Er war entfernt verwandt mit dem Oberbefehlshaber des Heeres der Jahre 1934-38, Generaloberst von Fritsch, der 1938 durch eine Intrige von Hitler aus seinem Amt entfernt worden ist, offenbar weil Hitler in ihm keinen wirklich zuverlässigen Gefolgsmann sah, wie er ihn für die Umsetzung seiner Kriegspläne brauchte. Fritsch ist dann im Polenfeldzug 1939 gefallen. Mein Vater hat ein Buch über diese Intrige und den ihr folgenden Prozess geschrieben, aus dem Fritsch rehabilitiert hervorging, ohne dass Hitler die Entlassung rückgängig gemacht hätte. Mein Vater konnte die Vorgänge in seinem Buch weitgehend aufklären. Er schrieb in dieser Zeit auch für Zeitungen, vor allem über die Erfahrungen, die er in seiner Zeit im Oberkommando des Heeres gemacht hatte, über die Kriegsführung Hitlers also. Die unmittelbare Vergangenheit war in den ersten Nachkriegsjahren schon sehr präsent in der Familie.

Das ist die eine Komponente meiner Antwort auf Ihre Frage nach frühen Begegnungen mit der Politik. Die andere Komponente ist Bonn. Wir zogen 1951 nach Bonn, weil mein Vater in das Amt Blank, von dem ich schon gesprochen habe, berufen wurde. In Bonn hatten wir Politik wie auf einer Bühne unmittelbar vor Augen. Das waren die Jahre, in denen in leidenschaftlichen Parlamentsdebatten um die großen Entscheidungen, die die frühe Bun-

desrepublik zu treffen hatte, gerungen wurde: die Gründung der Europäischen Gemeinschaft, die Wiederbewaffnung, die Eingliederung Deutschlands in die Nato. Immer ging es im Kern um die Frage: Verspielen wir damit die Möglichkeit der Wiedervereinigung? Das war ja der große Gegensatz zwischen Regierung und Opposition.

Diese Auseinandersetzungen haben wir mit einer für unser Alter, wie ich finde, ganz erstaunlichen Intensität verfolgt. Wenn ich „wir" sage, dann meine ich einige Klassenkameraden aus dem Beethoven-Gymnasium, das ich von 1951 bis zum Abitur 1957 besucht habe. Wir hatten vom Schulhof aus rheinaufwärts das Bundestagsgebäude im Blick, in dem die Redeschlachten geschlagen wurden. Die wichtigen Parlamentsdebatten wurden im Radio übertragen, man saß wirklich stundenlang vor dem Radio und hörte zu. Und man diskutierte mit den Freunden über das, was man gehört hatte. Ich war damals 15, 16 Jahre alt. Politik war also wirklich auf eine ganz ungewöhnliche Weise gegenwärtig in meinem Schülerleben. Das hat, denke ich schon, stark dazu beigetragen, dass mir bewusst wurde: Politik ist eine existenzbestimmende Lebensmacht.

AC: Sie haben soeben bereits von der Gegenwart der unmittelbaren Vergangenheit der deutschen Geschichte gesprochen. Wann und wie haben Sie vom Ausmaß der nationalsozialistischen Katastrophe und dem Holocaust erfahren, von dem Sie später noch als reifer Wissenschaftler schreiben, er sei letztlich unbegreiflich.

PGK: Das kann ich Ihnen gar nicht so genau beantworten. Aber es gibt ein paar Daten, die jedenfalls Teil einer Antwort sind. Natürlich wussten wir auch als Heranwachsende schon von der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Wie gesagt, ich weiß nicht mehr, ob ich Kogons „SS-Staat" in die Hände bekam. Aber in diesem Buch geht es ja auch gar nicht so sehr um die Judenverfolgung, sondern um das Leben und Sterben im Konzentrationslager Buchenwald, das nicht ein Vernichtungslager war, in dem der Holocaust exekutiert wurde. Dem Holocaust begegnete man in den fünfziger Jahren zum Beispiel in dem Tagebuch der Anne Frank. Das war ein Buch, von dem damals Millionen Exemplare verkauft wurden; auch ein Theaterstück wurde daraus gemacht, das viele Bühnen spielten.

Der Zivilisationsbruch in seiner Unvorstellbarkeit ist mir, glaube ich, erst durch einen Film wirklich vor Augen getreten, den ich um 1960 herum gesehen habe. Seinen Titel erinnere ich nicht mehr. Er hat für mich das bis dahin abstrakte Wissen zur Anschauung gebracht. Man muss sich dieser Anschauung einmal aussetzen. Erst die Anschauung, nicht die Millionenzahlen auf dem Papier hat die Erschütterung gebracht. Es war ein Film, der das Leben in einem der osteuropäischen Ghettos – vielleicht war es Warschau – während des Krieges zeigte, ein Film also, den die Nazis selbst hatten drehen lassen. Was sie dabei im Sinn hatten, weiß ich nicht. Jedenfalls führte dieser Film einem das unvorstellbare Elend, in dem diese für den Abtransport in die Gasöfen bestimmten Menschen zusammengepfercht im Ghetto lebten, auf den sicheren Tod wartend, in schwer erträglichen Bildern vor Augen. Ich erinnere mich, dass ich, nachdem ich diesen Film gesehen hatte, tagelang unansprechbar war. Es waren ohne Frage die Bilder, die diese Erschütterung bewirkten, Bilder, die das abstrakt unvorstellbare Ausmaß der Unmenschlichkeit in Gestalt leidender Menschen jeder Herkunft und jeden Alters so vor Augen führte, dass man ihm nicht mehr ausweichen konnte. Von da an ist mir erst wirklich klar gewesen, was geschehen war.

Wenn ich, wie Sie gerade zitiert haben, dieses Geschehen gelegentlich unbegreiflich genannt habe, dann meine ich damit vor allen Dingen: Es ist letzten Endes unbegreiflich, wie ein ganzes zivilisiertes Volk zum Instrument eines solchen Verbrechens werden konnte. Damit sage ich nicht, dass auch nur eine Mehrheit von Deutschen aktive Mittäter waren. Aber das Nicht-Wissen war eben in vielen Fällen ein Nicht-Wissen-Wollen, ein Nicht-Hinsehen-Wollen. Und das ist bei einem solchen Menschheitsverbrechen auch eine Art der Beteiligung. Dass es Menschen gibt, die sich so etwas aus einer teuflischen Weltsicht heraus ausdenken, planen und dann auch, wenn ihnen die Macht zufällt, in die Tat umsetzen, das ist vielleicht erklärbar. Aber dass man in ein solches Programm des planmäßigen buchstäblichen Völkermordes dann tatsächlich ein ganzes Volk, das mehr als ein Jahrtausend Zivilisationsgeschichte hinter sich hat, hineinziehen kann, das ist es, was sich dem Begreifen, wie mir scheint, letztlich entzieht. Man kann da sicher ganz

viel Erklärendes im Einzelnen und für jeden Einzelnen anführen, aber das Ganze des Geschehens behält diese tief verstörende Unerklärbarkeit. Wenn man so etwas sagt, darf man es nur frei von aller Selbstgerechtigkeit sagen. Ich habe nie die Vorstellung gehabt, dass ich die Probe besser bestanden hätte als die meisten Deutschen jener Zeit.

AC: Ich finde diese Einschätzung von Ihnen durchaus erstaunlich, da Sie ja ein sehr analytischer Historiker sind, der viel Wert legt auf rationale Erklärung und Begründung. Wenn nun aber der Analytiker in Ihnen vor dem Holocaust gewissermaßen kapituliert, spricht dann vor allem der betroffene und moralisch entrüstete Deutsche in Ihnen? Oder hat das eine mit dem anderen nichts zu tun?

PGK: Es lässt sich beides nicht trennen. Ein Deutscher kann völlig unbefangen Physiker sein oder Astronom oder meinetwegen auch irgendeine Philologie betreiben. Ein Deutscher, wenn er die neueste Geschichte seines Landes schreibt, kann aber als Historiker schwerlich davon absehen, dass er selber aus dieser Geschichte, einer der schwierigsten dieses Kontinents, kommt. Der Versuch, das säuberlich zu trennen, zu sagen, jetzt bin ich Wissenschaftler und jetzt bin ich Deutscher, ist meines Erachtens zum Scheitern verurteilt. Ich halte es für den klügeren Weg, sich als forschender und schreibender deutscher Historiker bei den entsprechenden Gegenständen die besondere Lage, in der man sich befindet, bewusst zu machen. Das birgt die Chance, aus dieser besonderen Lage etwas Positives zu machen; Fragen zu stellen, die andere so nicht stellen, und Antworten zu finden, zu denen andere nicht den gleichen Zugang haben.

Ich habe keine Geschichte des Dritten Reiches geschrieben. Ob ich die Herausforderung, bei diesem Gegenstand eine Synthese zwischen Objektivität und Betroffenheit zu finden, bewältigt hätte, weiß ich nicht. Ich habe als politikwissenschaftlich angeleiteter Historiker über den Ersten Weltkrieg und über die Zeit nach 1945 geschrieben, habe also die Hitlerzeit gleichsam eingerahmt. Das hat sich eher zufällig ergeben. Ein unbewusstes Ausweichen sehe ich da nicht. Trotzdem bleibt für mich die Frage offen, wie ich als

einer, der, wie Sie richtig sagen, sehr analytisch zu denken und zu argumentieren versucht, mit diesem Stoff fertig geworden wäre.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wie ich mich als Geschichtsschreiber den dunklen Jahren nähern würde, wenn ich es denn versuchen würde. Eine Ereignisgeschichte zu verfassen, daran wäre ich nicht interessiert gewesen. Davon gibt es inzwischen genug. Aber eine Geschichte der Deutschen in dieser dunkelsten Phase ihrer Geschichte zu schreiben, das wäre eine Aufgabe gewesen, der mich zu stellen denkbar gewesen wäre. Meine Idee war, diese Geschichte als Sammlung von Biographien anzulegen, 30, 40, vielleicht auch 50 Biographien, in denen sich exemplarisch spiegelt, wie die Deutschen diese Jahre durchlebt haben, die Täter, die Opfer, die vielen, die man später Mitläufer genannt hat, natürlich auch die, die nicht mitgelaufen sind, bis hin zu denen, die dem Regime widerstanden haben. Allein schon die Suche nach einer hinreichend ausdifferenzierten Summe von repräsentativen Biographien wäre eine überaus schwierige, aber auch sehr reizvolle Aufgabe gewesen. Daraus ist nichts geworden. Inzwischen hat Konrad Jarausch in seinem Buch „Zerrissene Leben“ etwas Ähnliches unternommen, freilich mit einem weiteren Zeithorizont.

AC: Das Schweigen, das Sie überkam, als Sie das Ausmaß des Zivilisationsbruches durch anschauliche Bilder zu spüren bekamen, steht vielleicht symbolisch für die Schwierigkeiten der Deutschen, über diese Geschichte zu sprechen und mit dieser Geschichte zu leben. Und ich vermute, dass diese Schwierigkeiten sich auch bei Ihnen konkret in der Familie bemerkbar gemacht haben. Daher noch einmal die Frage: Was ging in Ihnen vor, als Sie diesen Film gesehen haben? Warum haben Sie tagelang geschwiegen?

PGK: Ich war einfach zutiefst aufgewühlt von dem unglaublichen Maß des von Menschen bewusst anderen Menschen angetanen Leides. Auch das Mitleiden kann einen stumm machen. Von da an war mein Blick auf diese Vergangenheit, von der ich bis dahin abstrakt gewusst hatte, ein anderer. Ich denke, dass alles, was ich zu dem Thema Holocaust später gesagt und geschrieben habe, jene erste tiefe Erschütterung auf irgendeine Weise widerspiegelt.

Vielleicht ist es hilfreich, wenn ich an dieser Stelle kurz Bezug nehme auf eine Differenz zu Ernst Nolte. Zu einem Zeitpunkt, als er schon verfemt war – anders kann man es leider nicht ausdrücken –, wurde Ernst Nolte noch einmal eingeladen, vor einem privaten Kreis über sein Gesamtwerk als Historiker zu sprechen. Der Veranstalter rief mich an und fragte mich, ob ich bereit sei, die Moderation des anschließenden Gesprächs zu übernehmen. Er habe bisher auf diese Anfrage nur Absagen erhalten. Niemand wolle mit Ernst Nolte zusammen auf dem Podium sitzen. Das hat mich so empört, dass ich zugesagt habe, ohne einen Augenblick lang nachzudenken.

In der Debatte spielte dann das Wort „verstehen" eine Schlüsselrolle. Nolte benutzte es mit Bezug auf den Holocaust. Und an dem Punkt konnte ich ihm nicht mehr folgen. Ich habe ja schon gesagt, dass ich bereits mit dem Erklären Schwierigkeiten habe, wenn es um den Holocaust geht. Die Anmutung aber, ihn zu verstehen, ist mir völlig unbegreiflich. Etwas verstehen heißt für mich, ihm einen Platz in einem allgemein menschlichen Horizont zuzuerkennen. Verstehen hat ja auch die Bedeutung von „Verständnis für etwas haben". Wir verstehen einander als Menschen, eben weil uns das Mensch-Sein miteinander verbindet. Das kann auch für Verbrechen gelten. Aber die planmäßige Tötung von Millionen Menschen als wären sie Ungeziefer – das lässt sich für mich nicht mehr in das, was ich den Horizont des Menschlichen genannt habe, einordnen. Bei allem Respekt vor dem Geschichtsdenker Nolte, der mir nie abhanden gekommen ist – seine Verfemung ist für mich ein trauriges Beispiel der Illiberalität des deutschen intellektuellen „juste milieu" –, hier überschritt Nolte eine Grenze, jenseits derer nur noch entschiedener Widerspruch möglich war. Ich kann mir das nur aus der Vereinsamung erklären, in die er gestoßen worden ist, in die er sich aber auch selbst hinein argumentiert hat. Übrigens war der Hauptgrund für seine Verfemung ein ganz anderer, nämlich seine These, der Nationalsozialismus sei eine Reaktion auf die Oktoberrevolution gewesen. Es ist sehr bezeichnend für die deutschen Verhältnisse, dass eine solche These nicht diskutierbar war, sondern mit Ächtung gestraft wurde.

AC: Ihr Vater war ja als Offizier der Wehrmacht Akteur dieser „unheilvollen“ Geschichte. Sie haben vorhin von der Solidarität mit den Eltern gesprochen, von der emotionalen Nähe zu ihnen. Aber Sie haben dennoch Fragen gestellt an Ihren Vater, wie ich vermute, an die deutsche Geschichte und die Verantwortung Ihres Vaters darin. Wie war Ihr Verhältnis zu Ihrem Vater nach dem Krieg und später? Und was haben Sie von Ihm erfahren darüber, was geschehen ist?

PGK: Ich muss mit ein paar allgemeineren Bemerkungen beginnen. Millionen von Kindern hatten keinen Vater mehr, daran muss man gelegentlich erinnern. Wir waren glücklicher dran. Aber auch wir haben unseren Vater nicht häufig bei uns gehabt, das habe ich schon gesagt. Nur drei oder vier Jahre haben wir ihn Tag für Tag in der Familie erlebt – das war in den frühen fünfziger Jahren in Bonn. Vorher, in den unmittelbaren Nachkriegsjahren, waren wir ohnehin zu jung, um Fragen zu stellen. Im übrigen gilt für die fünfziger Jahre ganz allgemein: Der Blick war nach vorn, in die Zukunft gerichtet. Die Erwartung der Späteren, dass, wer eine solche Geschichte hinter sich hat wie die Nachkriegsdeutschen, unablässig mit dieser Geschichte beschäftigt gewesen sein müsse, ist zwar verständlich, aber in gewissem Sinn naiv. Bestimmend war gerade umgekehrt das Gefühl: Wir sind noch einmal davongekommen, wir fangen neu an und alle Kräfte, die wir haben, gehören diesem Neuanfang. Natürlich war das in hohem Maß ein Mechanismus des Selbstschutzes, ein Mechanismus des Ausweichens. Aber möglicherweise war es ein notwendiger Selbstschutz. Ob ein Neuanfang unter schwierigsten Bedingungen, zehn Millionen Flüchtlinge, die Städte zerstört, das Land besetzt und dazu gespalten, an der Frontlinie des beginnenden Kalten Krieges, hätte gelingen können, wenn man gesagt hätte, wie manche es schon damals und viele später gesagt haben, das Wichtigste sei, erst einmal die Vergangenheit aufzuarbeiten und zwar gründlich; jedem müsse die Frage nach seinem Anteil an dem Geschehenen gestellt werden – daran darf man zweifeln. Hermann Lübbe hat das sehr deutlich in einem programmatischen Aufsatz zu diesem Thema ausgesprochen. Ich denke, es gibt gute Gründe für die Annahme, dass das, was Lübbe das „kommuni-

kative Beschweigen“ der Vergangenheit genannt hat, in einer in den Trümmern einer Katstrophe eben neu gegründeten Demokratie unvermeidlich war. Dass dieses Beschweigen auch die wirklichen Verbrechen und ihre Täter deckte, das musste meines Erachtens nicht sein.

Zurück zu Ihrer Frage. Nein, wir haben unserem Vater in unserer Kindheit und Jugend keine Fragen gestellt. Von einigen „äußeren“ Gründen, etwa dem, dass wir wenig Gelegenheit dazu hatten, habe ich gesprochen. Aber das war wohl nicht das Entscheidende. Zum einen war da, ich kann das nur wiederholen, der Respekt vor den Eltern. Man stellte sie nicht zur Rede. Zum anderen: Wir hatten wenig Anlass, gerade unseren Vater zur Rede zu stellen. Wir wussten ziemlich genau, was er im Krieg gewesen war und was er getan hatte. Von 1939 bis 1942, also im Polenfeldzug, im Frankreichfeldzug und im ersten Jahr des Russlandfeldzuges war er als junger Generalstabsoffizier an der Front. Dann wurde er ins Oberkommando des Heeres versetzt, in die Operationsabteilung, die für die operativen Planungen im Krieg an der Ostfront zuständig war. Nach dem 20. Juli wurde er wegen seiner Beziehungen zu den Verschwörern des 20. Juli verhaftet, saß längere Zeit im Gestapo-Gefängnis in der Prinz Albrecht-Straße in Berlin, kam durch glücklich Umstände zwar wieder frei, wurde aber aus dem Generalstab ausgestoßen und zur Frontbewährung als Regimentskommandeur an die Westfront geschickt. Die ihm gesetzte Bewährungsfrist lief übrigens kurioserweise am 10. Mai 1945 ab. Zwei Tage vorher lief bekanntlich die Bewährungsfrist der anderen ab. Diese Geschichte kannten wir. Sie legte es uns nicht nahe, unseren Vater inquisitorisch zu befragen. Jedenfalls haben wir das nicht getan.

Darüber, dass die erste Generation von Nachkriegskindern selten gefragt hat und schon gar nicht inquisitorisch, mag man sich heute wundern. Ich habe schon einiges angeführt, um das zu erklären. Ich füge hinzu: Gesprächssituationen, die dergleichen ermöglichen, stellen sich in einer Familie nicht von selbst her. Man pflanzt sich nicht einfach vor seinem Vater auf und sagt: Ich will Dir ein paar Fragen stellen – jedenfalls zu unserer Jugendzeit nicht, in der Eltern eben doch Respektspersonen waren. Gelegenheiten mussten sich ergeben. Mein Vater hat nach meiner Erinnerung nicht oft im

Familienkreis über die Vergangenheit gesprochen. Im Rückblick bedauere ich sehr, dass viele Fragen unbeantwortet geblieben sind, weil sie nicht gestellt wurden. Ich weiß zum Beispiel nicht genau, was ihn veranlasst hat, sich für Gespräche mit den Verschwörern zur Verfügung zu stellen und selber dann auch über Möglichkeiten nachzudenken, Hitler zu beseitigen.

AC: Das wissen Sie bis heute nicht, haben Sie eine Vermutung?

PGK: Mein Vater hat Aufzeichnungen hinterlassen, die aus den ersten Nachkriegsjahren stammen, über die Haftzeit im Gestapogefängnis und über den Tag des 20. Juli selbst, so wie er ihn in Ostpreußen erlebt hat. Aber da findet sich nichts zu der Frage, warum und wann und wie der Gedanke, man müsse etwas tun gegen Hitler und sein Regime, in ihm heranreifte. Meine Vermutung ist, dass das Stalingrad-Erlebnis eine Schlüsselrolle dabei gespielt hat. Das passt jedenfalls zeitlich ganz gut. Er hat den Untergang der 6. Armee ja im Hauptquartier miterlebt. Die für einen Offizier unvorstellbare Verantwortungslosigkeit, mit der Hitler dreihunderttausend deutsche Soldaten elend zugrunde gehen ließ, muss ihn tief erschüttert haben. Was sonst für seinen Weg in die Nähe des Widerstandes von Bedeutung war, weiß ich nicht.

Ich habe erst ziemlich spät aus professionellem, historischem Interesse angefangen mit meinem Vater auch über die Vergangenheit zu sprechen. Er war schon im Ruhestand und hatte zunehmend den Eindruck, dass man seiner Generation gar keine Chance mehr gebe, sich den Jüngeren verständlich zu machen; dass niemand hören wolle, was die Generation, die die Hitlerjahre durchlebt hatte, für sich vielleicht vorbringen könne. Er war immer mehr der Überzeugung, dass die Nachlebenden einfach außerstande, aber auch unwillig seien zu begreifen, was es bedeutet, unter einem totalitären Regime leben und handeln zu müssen. Die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ hat er wahrgenommen als eine öffentliche Verurteilung aller deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges als Verbrecher. So wurde es auch für mich schwieriger, mit ihm über die Kriegsjahre zu sprechen. Vielleicht hat mich das zu einer Zurückhaltung veranlasst, die übertrieben war.

AC: Das Beethoven-Gymnasium in Bonn haben Sie bereits erwähnt. Gab es dort irgendeine Begegnung oder ein Erlebnis, das Sie geprägt hat, vor allem in politischer Hinsicht?

PGK: Dass Politik in unserer Schulzeit eine große Rolle spielte, das habe ich schon gesagt. Das ergab sich aus den Zeitumständen der frühen fünfziger Jahre und aus dem Standort Bonn. Im Unterricht selbst hatte Politik kaum einen Raum. Unsere Lehrer stammten ja alle aus einer Zeit, in der die Schule auf höchst problematische Weise politisch instrumentalisiert worden war. Davon wollten sie Abstand gewinnen.

Das Gymnasium war für mich eine sehr wichtige und prägende Zeit, vor allem weil wir einige ganz vorzügliche Lehrer hatten. Unser Klassenlehrer hat uns von der Tertia bis zum Abitur durch die Schule geführt. Er unterrichtete Griechisch und Latein und hat uns mit der antiken Welt auf eine kluge und souveräne Weise vertraut gemacht. Er hat uns verstehen gelehrt, dass die europäische Kultur sich auf eine Mutterkultur gründet, und dass diese Mutterkultur die mittelmeerische ist, die wesentlich von den Griechen und den Römern geprägt worden ist. Wir hatten sehr guten Deutschunterricht, der uns lehrte, was Literatur ist und was sie leistet. Wir hatten sehr guten Geschichtsunterricht, der allerdings nicht bis in die unmittelbare Vergangenheit führte. Ich kann mich nicht entsinnen, dass das Dritte Reich in den frühen fünfziger Jahren schon Gegenstand des Geschichtsunterrichts gewesen wäre. Ob es an den Lehrplänen lag, ob es an den Lehrern lag oder daran, dass die wissenschaftliche Aufarbeitung überhaupt erst begann, das kann ich nicht sagen. Aber das bedeutete natürlich nicht, dass uns diese Vergangenheit nicht auf vielfältige Weise begegnet wäre. Alles in allem: Die Gymnasialzeit war eine Zeit, die ein sehr stabiles, reiches Bildungsfundament für mein Leben gelegt hat.

AC: Welche Sprachen haben Sie damals gelernt?

PGK: Ich habe auf der Schule Latein, Griechisch und Englisch gelernt. Ich habe es mein Leben lang bereut, dass ich es im Französischen nie weit gebracht habe. Ich habe auf der Schule überhaupt kein Französisch gelernt, sondern habe es nur privat, nebenbei ein

bisschen betrieben. Ich bin auch nie länger in Frankreich gewesen. So blieb ein Defizit. Gelegenheiten, das auszugleichen, hätte ich aktiv suchen müssen. Aber irgendwie meint man immer, genug zu tun zu haben. Die von der Sprachausbildung in der Schule her vorgegebene angelsächsische Orientierung wurde durch das Studienjahr, das ich als Postdoktorand in Oxford verbrachte, weiter verstärkt. Als Hochschullehrer bin ich dann relativ früh in meiner akademischen Laufbahn nach Amerika eingeladen worden. Das hat die Einseitigkeit natürlich weitergetrieben, zu der dann auch noch beitrug, dass man meinte, alles, was für unser Fach wesentlich sei, komme aus dem angelsächsischen Sprachraum. Dass das nicht so ist, dass es etwa eine französische Demokratiediskussion gibt, das habe ich relativ spät zur Kenntnis genommen. Ich weiß nicht, wann mir beispielsweise Claude Lefort zum ersten Mal begegnet ist. Wenn man so will, sind das Spätfolgen einer schulischen Weichenstellung.

AC: Aber Sie haben sich später von der amerikanischen Politikwissenschaft kaum beeinflussen lassen, wenn ich das recht sehe. Sie begegneten jedenfalls ihren dominanten, vor allem empirischen Strömungen reserviert.

PGK: Das ist richtig. Die Nähe zum Angelsächsischen hat keineswegs bedeutet, dass die amerikanische Politikwissenschaft mich nun ganz und gar überzeugt hätte. Es hat einzelne Autoren gegeben, die früh schon eine große Rolle für mich gespielt haben und die ich sehr systematisch gelesen habe; Robert Dahl vor allen Dingen ist ein für mich ganz wichtiger Name. Aber die bestimmenden Tendenzen der amerikanischen Politikwissenschaft, das Bemühen um Formalisierung und Quantifizierung um jeden Preis, das konsequent szientistische Verständnis unseres Faches haben mich nie überzeugt. Insofern war mir die englische Politikwissenschaft näher. Die englischen Zeitschriften waren für mich oft interessanter als die amerikanischen.

AC: Sie haben Jura und nebenbei Geschichte studiert. Was waren Ihre Motive bei der Wahl dieser Studienfächer?

PGK: Für das Studium der Geschichte lässt sich die Frage leichter beantworten. Ich hatte von früh an ein ausgeprägtes Interesse an Geschichte. Ich hatte einen guten Geschichtsunterricht und ein Elternhaus, in dem Geschichte in den Bücherregalen präsent war. Zudem: Ich bin nun einmal in ein Land hineingeboren, gehöre zu diesem Land, das eine Geschichte hat, an die jede denkende Mensch Fragen zu stellen hat, mehr als das in anderen Ländern der Fall ist, die mit sich selbst im Reinen sind. Schließlich, aber das ist eher im Rückblick formuliert: Es gibt kein anderes Fach, das uns einen so tiefen Einblick in uns selbst gewährt wie die Geschichtswissenschaft. Was der Mensch eigentlich ist in allen seinen Möglichkeiten, das erfährt man am ehesten durch die Beschäftigung mit Geschichte. Es muss kein wissenschaftliches Studium der Geschichte sein, aber das Studium der Geschichte ist sicher der Königsweg für die Begegnung mit Geschichte. Ich fühle mich in dieser Überzeugung, je länger desto mehr, auch durch den Blick auf die Fächer bestätigt, die sich auf ganz anderen Wegen, mit höherem theoretischen Anspruch, um anthropologische Fragen bemühen, etwa die Psychologie oder die Pädagogik. Und dann kommt natürlich dazu: Wenn man an Politik interessiert ist, und das war ich sicher von Anfang an, auch bei der Wahl meiner Studienfächer, dann ist Geschichte einfach der Tresor, aus dem man sein Material holt, ein Tresor, der eine Fülle von Anregungen und Fragestellungen bereithält, die man bei einer gegenwartsfixierten Politikwissenschaft, also einer Politikwissenschaft, die sich im wesentlichen als begleitende Kommentierung der Ereignisse des Tages versteht, nie gewinnen kann.

Was die Jurisprudenz angeht, so war die Überlegung wichtig, mir möglichst viele Optionen für den späteren Berufsweg offenzuhalten. Ich hatte, als ich die Fächerwahl zu treffen hatte, noch kein klares Berufsziel vor Augen. Mit einer juristischen Ausbildung ist man noch nicht sehr festgelegt auf einen bestimmten Beruf. Vielleicht war auch eine gewisse Ahnung im Spiel, sage ich einmal vorsichtig, dass die Jurisprudenz eine Disziplin ist, die das analytische Denken fordert und auch fördert. Und so ist es für mich durchaus auch gewesen. Ich habe durch diese relativ kurze, aber intensive Begegnung mit der Jurisprudenz bis hin zum Ersten Staatsexamen ge-

lernt, diszipliniert zu denken. Die Jurisprudenz nötigt zu strukturiertem Denken, sie lehrt klares und schlüssiges Argumentieren. Sie war damals und ist immer noch stark auf den Richterberuf ausgerichtet. Es geht in allem, was man betreibt, darum, die Systematik der Rechtsordnung insgesamt zu verstehen. Denn die Rechtsordnung erhebt den Anspruch, lückenlos zu sein in dem Sinne, dass jeder vorkommende Streitfall aus dieser Ordnung heraus lösbar sein muss. Das setzt voraus, dass der Richter das Normengebäude insgesamt vor Augen hat und die Lösung für den einzelnen Fall in dieses Normengebäude hineinzuinterpretieren vermag. Das ist etwas, was mir in meiner Art zu denken lag. Ich war in der juristischen Fakultät kein besonders guter Student. Ich war mir meines Leistungsniveaus während des Studiums nie sicher. Man schreibt mal eine glänzende Klausur und dann wieder geht es vollkommen schief – das ist eine Erfahrung, die vermutlich viele Jurastudenten machen. Ich habe dann aber am Ende ein recht gutes Examen gemacht. So denke ich bis heute, dass ich mit der Kombination Rechtswissenschaft/Geschichte eine für mich vernünftige Wahl getroffen habe.

Naturwissenschaften kamen für mich nicht in Frage, mein Interesse wies mich einfach nicht in diese Richtung. Politikwissenschaft hat zwar schon im Studium eine Rolle gespielt, aber doch nur eine Randrolle. Ich habe an allen Universitäten, an denen ich studiert habe, die eine oder andere politikwissenschaftliche Vorlesung besucht. Aber mein Eindruck war damals: Das ist kein Fach, in dem man eine handwerkliche Grundausbildung erhält. Wissenschaft aber ist meiner Überzeugung nach immer auch „Handwerk", das erlernt werden muss. Mein Eindruck war sicher auch dadurch bedingt, dass die Lehrstühle damals noch nicht wirklich professionell besetzt waren. Kogon war im Grunde Publizist, Dolf Sternberger und Michael Freund, den ich in Kiel gehört habe, auch. Theodor Eschenburg in Tübingen hat Lebenserfahrungen, die er in der Nähe der Politik gemacht hatte, eingespeist in eine, wie wir heute sagen würden, Institutionenkunde. So war ich wohl nicht falsch beraten, dass ich mir andere Fächer für die Ausbildung gewählt habe.

AC: Die Entscheidung haben Sie aber schon selbst getroffen?

PGK: Die Entscheidung habe ich selbst getroffen. Es gab es auch niemanden in meiner Nähe, den ich hätte fragen können. Wahrscheinlich habe ich gelegentlich mit meinem Vater darüber gesprochen, der, um das noch nachzutragen, selbst gern studiert hätte, es aber aus finanziellen Gründen nicht konnte. Sein Vater war sehr früh gestorben, seine Mutter war nicht imstande, ein Studium zu finanzieren.

AC: Hatte Ihr Vater nicht bestimmte Erwartungen an Sie, auch was Ihre berufliche Zukunft anging? Hat er Sie nicht etwa als Sohn in Anspruch genommen, der das Erbe der Familie antreten sollte?

PGK: Ich bin ja nicht der älteste Sohn, ich hatte einen älteren Bruder, der tatsächlich Offizier geworden ist, also unmittelbar in die Spuren meines Vaters trat. Vielleicht war er als Ältester stärker im Blickfeld meines Vaters. Jedenfalls war mein Vater sehr einverstanden mit meiner Entscheidung. Erwartungen hatte er sicher an seine Söhne, wie jeder Vater. Ich war immer ein sehr guter Schüler. Und so nehme ich an, dass mein Vater sich einiges von mir erwartete und erhoffte. Aber er ließ mir ganz freie Wahl, meine Lebensaufgabe dort zu suchen, wo ich es wollte.

AC: Wie hat Ihr Vater später Ihre wissenschaftliche Laufbahn gesehen und betrachtet?

PGK: Er hat sie sehr aufmerksam verfolgt, auch das, was ich so im Einzelnen tat. Ich erinnere mich, dass er mir später, in der Zeit, in der er pensioniert war, häufig Zeitungsausschnitte schickte, die Bezug zu meiner Arbeit hatten, oder Hinweise auf Bücher, von denen er meinte, sie seien für mich von Interesse. Er hat sehr aktiv Anteil genommen an dem, was ich tat. Und hat im übrigen auch meinen Einstieg in das Fach vermittelt. Ich war mir nach Staatsexamen und Promotion noch keineswegs völlig sicher, was ich nun weiter tun sollte. Mein Vater vermittelte ein Gespräch mit Eugen Kogon, das dann dazu geführt hat, dass ich eine Assistentenstelle an der TH Darmstadt antrat und damit die Weichen gestellt hatte für den Rest meines beruflichen Lebens. Mein Vater kannte Kogon aus irgendwelchen Zusammenhängen. Die beiden sind sich dann irgendwann in den frühen sechziger Jahren ganz zufällig im Zug wieder-

begegnet. Da kam wohl die Rede auch auf mich. Mein Vater bemerkte, ich hätte mein Studium gerade mit dem juristischen Staatsexamen abgeschlossen, woraufhin Kogon vorschlug, ich möge doch einmal nach Darmstadt kommen und mich ihm vorstellen. Er habe gerade eine freie Assistentenstelle. Mit dieser Botschaft kam mein Vater zurück.

Die Möglichkeit, eine akademische Laufbahn im Fach Politikwissenschaft einzuschlagen, hatte mir immer schon vor Augen gestanden. Ich erinnere mich an eines der beiden Aufnahmegespräche für die Studienstiftung, zu denen ich aufgrund eines Schulvorschlages in meinem ersten Semester in Bonn eingeladen wurde. Ich sagte wohl auf eine entsprechende Frage hin, ich könne mir vorstellen, eine wissenschaftliche Laufbahn im Fach Politikwissenschaft einzuschlagen. Mein Gesprächspartner, Privatdozent der Physik, etwas hochnäsig, fragte zurück: „Was ist denn das eigentlich, die Politikwissenschaft?“ Ich versuchte zunächst einmal, sicher eher unbeholfen, etwas über meinen Begriff von Politik zu sagen. Aber sehr weit kam ich damit nicht. Mein Gesprächspartner unterbrach mich ziemlich abrupt und sagte: „Also hören Sie mal, als erstes müssen Sie lernen, dass man eine Wissenschaft nicht über ihren Gegenstand, sondern immer nur über ihre Methode definieren kann. Sie müssten mir also schon sagen, was die Methode der Politikwissenschaft ist.“ Da wusste ich zunächst einmal nicht weiter – ich hatte mit dem Studium ja gerade erst begonnen. Heute wüsste ich, was zu antworten gewesen wäre. Aber es hat glücklicherweise nicht meinen Kopf, sprich die Aufnahme in die Studienstiftung, gekostet.

AC: Was würden Sie ihm denn heute antworten? Das ist ja eine durchaus interessante Frage, da nicht wenige Politikwissenschaftler aus unseren Reihen immer noch ähnlich argumentieren dürften.

PGK: Ich würde ihm sagen: „Jede Wissenschaft definiert sich zunächst einmal über ihr Forschungsfeld, also ihren Gegenstand. Und dann dadurch, dass sie diesen Gegenstand nach bestimmten Regeln zu erkunden sucht. Die für die Wissenschaft konstitutiven Regeln sind nicht fachspezifischer Natur, sondern gelten für die Wissenschaft als solche. Erst an dritter Stelle geht es um die fachspezifi-

schen Methodiken." Es wäre einfach gewesen, den Physiker aufzufordern: „Definieren Sie doch einmal ihr Fach, ohne in irgendeiner Weise auf seinen Gegenstand Bezug zu nehmen."

AC: Gab es prägende Erfahrungen und Begegnungen im Studium, die verdienten, besonders hervorgehoben zu werden?

PGK: Ich erinnere mich an keinen Lehrer – das ist ja meistens der Kern einer solchen Frage –, der dauerhaft einen starken und prägenden Eindruck auf mich gemacht hätte. Das mag auch daran liegen, dass man im Studium der Jurisprudenz nie sehr nahe an die Professoren herankommt. Seminare spielten damals in der juristischen Ausbildung praktisch keine Rolle, sie bestand aus Vorlesungen und Übungen mit großen Teilnehmerzahlen. Die Distanz zu den Professoren war sehr groß; die Chance, durch eine Persönlichkeit geprägt zu werden, entsprechend gering. Ich erinnere mich an zwei oder drei sehr gute Vorlesungen, hinter denen auch Persönlichkeiten standen, die mich beeindruckt haben, Georg Dahm in Kiel etwa und Günther Dürig in Tübingen. Aber von wirklich prägenden Lehrern kann ich auch in diesen Fällen nicht sprechen.

Im Fach Geschichte war es ein bisschen anders. Da hatte ich die Schwierigkeit, dass ich von den Historikern eher als Außenseiter wahrgenommen wurde, weil ich den größeren Teil meiner Zeit und Arbeitskraft eben dem juristischen Studium widmen musste. Sie hatten wohl den Eindruck, ich sei eine Art von Liebhaberstudent, und der Dilettantismus stand in Deutschland, der Wortbedeutung zum Trotz, nie hoch im Kurs. In Kiel war ich im Hauptseminar von Karl Dietrich Erdmann, der damals einer der führenden Neuzeit-Historiker war. Da hatte ich schon das Gefühl, dass er mich nicht zu den zünftigen Historikern rechnete. Ein Jahrzehnt später, als ich das Weltkriegsbuch geschrieben hatte, wollte ich ihm dann doch ganz gern zeigen, dass ich nicht nur als Amateur auf seinem Felde hospitiert hatte, und schickte ihm das Buch. Er antwortete mit einem freundlichen Brief. Aber da ich inzwischen Politikwissenschaftler geworden war, konnte ich nicht mehr sein als bestenfalls ein verlorener Sohn.

Von Kiel bin ich nach Tübingen gegangen und in diesem Fall wirklich eines akademischen Lehrers wegen, Hans Rothfels. Roth-

fels hatte als Jude im Dritten Reich seinen Königsberger Lehrstuhl verloren und nach Amerika emigrieren müssen. Er war dann aber einer der nicht zahlreichen Emigranten, die nach Deutschland zurückgekehrt sind. Es ist ein großes und sehr betrübliches Versäumnis der deutschen Universitäten, das sie sich nach 1945 nicht systematisch um die Emigranten bemüht haben. Im Fall Rothfels war das glücklicherweise anders gelaufen. Rothfels war jemand, der mich auch als Persönlichkeit sehr beeindruckt hat. Er hatte einen Kreis von etwa fünfzehn Fortgeschrittenen um sich versammelt, den er einmal im Monat zu sich nach Hause einlud. Und zu diesem Kreis hatte ich dann auch Zugang, obwohl das Tübinger Semester erst mein viertes war. Ich kam mit einer Empfehlung. Das funktionierte noch ein bisschen wie im 19. Jahrhundert, als man mit einem Empfehlungsschreiben bei seinen Professoren antrat.

AC: Von wem wurden Sie denn empfohlen?

PGK: Die Empfehlung kam, wieder über meinen Vater vermittelt, von dem General Speidel, einem der beiden Dioskuren (der andere war Heusinger, der erste Generalinspekteur), wie man so sagte, in der Planungs- und Aufbauphase der Bundeswehr. Speidel war insofern ein ungewöhnlicher Mann, als er als junger Reichswehroffizier in den zwanziger Jahre studiert hatte und promoviert worden war, was sehr selten vorkam. Nach dem Krieg erhielt er dann an der Tübinger Universität einen Lehrauftrag und hatte aus dieser Zeit gute Beziehungen zu Tübinger Professoren. Er hat einen Brief an Rothfels geschrieben, der mir dann die Türen öffnete. Ich bin zu kurz in Tübingen gewesen, nur ein Semester lang, als dass ich wirklich in den Rothfels-Kreis hätte hineinwachsen können. Das hing damit zusammen, dass ich damals mein juristisches Examen wiederum in Bonn, oder genauer am Oberlandesgericht Köln machen wollte. Und da war es ein Gebot der Vernunft, spätestens ein Jahr vor dem Examen wieder nach Bonn zurückzukehren. Ich wäre, hätten die Dinge anders gelegen, gern länger in der alten kleinen Universitätsstadt am Neckar geblieben. Im Kreis der Rothfels-Schüler bin ich einigen jungen Historikern begegnet, die später in der Zunft eine bedeutende Rolle gespielt haben, Heinrich August Winkler etwa und Hans Mommsen. Auch Waldemar Besson, der damals Assis-

tent bei Rothfels war, und bis zu seinem frühen Tod einer der einflussreichsten jungen Männer der sich etablierenden Politikwissenschaft wurde.

AC: Wenn Sie also in Tübingen etwas länger geblieben wären, darf man vermuten, hätten Sie dann wahrscheinlich bei Rothfels promoviert?

PGK: Wenn er mich genommen hätte, ja, dann hätte ich sicher gerne bei Ihm meine Dissertation geschrieben. Er hat mir bei einer späteren Begegnung einmal gesagt: „Schade, dass Sie nicht mein Schüler geworden sind." Aber das war ich definitiv nicht.

AC: Stattdessen wurde der konservative Preußen-Historiker Walther Hubatsch in Bonn Ihr Doktorvater. Die historische Doktorarbeit, die Sie unter seiner Obhut geschrieben haben, hatte ein sehr präzises Thema zum Gegenstand: „Freiherr vom Stein und die Zentralverwaltung der verbündeten Mächte". Wie kam es überhaupt dazu?

PGK: Die Entscheidung, im Fach Geschichte zu promovieren, ist sehr einfach zu erklären. Ich wollte auch in diesem Fach einen akademischen Abschluss haben. Ich wollte dokumentieren, dass ich meine beiden Studienfächer ernsthaft studiert hatte. Da kam für das Fach Geschichte nur die Promotion in Frage. Glücklicherweise war es damals noch möglich zu promovieren, ohne ein Staatsexamen gemacht zu haben. Es war auch klar, dass es neuere Geschichte sein würde. Es gab damals in Bonn zwei Lehrstühle für neuere Geschichte, von denen sich für mich aus praktischen Gründen der Lehrstuhl von Walther Hubatsch anbot. Ich hatte bei ihm ein Hauptseminar gemacht über den Dreißigjährigen Krieg und eine Arbeit mit dem Thema „Gustav Adolf und der deutsche Fürstenbund" geschrieben, in der es um die Frage ging: Welche Ziele hat Gustav Adolf in Deutschland eigentlich verfolgt? Die hatte Hubatsch sehr gefallen, er hatte sie mit „sehr gut" benotet. Insofern lag es nahe, mich an ihn zu wenden. Er war im übrigen ein akademischer Lehrer, der fachlich sehr solide ausbildete. Das Handwerk konnte man vom Proseminar an bei ihm wirklich lernen. Es ist kein Zufall, dass er eine Reihe von vorbildlichen Quelleneditionen gemacht hat.

Ich bin also zu ihm gegangen und habe ihm einen Themenvorschlag gemacht. Ich fand es naheliegend, dabei meine Doppelqualifikation ins Spiel zu bringen. Ich wollte die Frühphase der Gleichschaltung der Justiz im Dritten Reich untersuchen, die Jahre 1933 und 1934. Mich interessierte im besonderen die Frage: Wie haben die Staatsanwaltschaften auf den anarchistischen Terror der SA in den ersten Wochen nach dem 30. Januar 1933 reagiert? Dann aber auch allgemeiner die Frage: Wie verlief der Prozess der Einpassung der in ihrer Unabhängigkeit geschützten Richterschaft in die neuen Machtverhältnisse? Wieviel Zwang und wieviel Selbstanpassung waren da am Werk? Hat es einen Austausch richterlichen Personals in erheblichem Umfang gegeben? Auch für diese Fragen hätte man sich in dieser frühen Zeit vor allem wohl die Strafgerichte ansehen müssen.

Ob ich das wirklich hätte bewältigen können, weiß ich nicht. Inzwischen sind viele kluge Arbeiten darüber geschrieben worden. Hubatsch jedenfalls sagte, das sei gar nicht zu machen. „Da kommen Sie gar nicht an die Akten heran, die Sie dafür brauchen." Ob ihm dieses Thema aus anderen Gründen als problematisch erschien, weiß ich nicht. Aber ich unterstelle, dass er durchaus in meinem Interesse gedacht hat und mich vor einem Thema bewahren wollte, an dem ich – aus welchen Gründen auch immer – hätte scheitern können.

Er hat mir dann ein Thema vorgeschlagen, das in der Tat viel besser geeignet war, um ein Gesellenstück anzufertigen, und darum geht es ja bei einer Dissertation vor allem. Er war damals gerade damit beschäftigt, die Briefe und Denkschriften des Freiherrn vom Stein neu herauszugeben, eine große mehrbändige Edition, die war damals etwa bis zum Jahr 1813 gediehen. Ich habe seinen Vorschlag ohne Widerspruch akzeptiert; denn das Thema war wirklich geeignet zu zeigen, dass man das historische Handwerk gelernt hatte. Zudem war der einschlägige Archivbestand eben wegen der Edition ziemlich geschlossen und überschaubar verfügbar, so dass ich die Arbeit in etwa zwei Jahren schreiben konnte. Gegenstand der Arbeit war die von Stein geleitete, von den drei verbündeten Mächten Russland, Preußen und Österreich eingerichtete Behörde zur Verwaltung der während des Krieges besetzten Gebiete. Das klingt

sehr verwaltungsgeschichtlich, aber die Politik spielte da stark mit hinein. Gleich zu Beginn stellte sich die Frage, ob die ehemaligen Rheinbundstaaten eigentlich besetzte Gebiete seien oder nicht. Stein sagte ja und Metternich sagte nein. Metternich setzte sich natürlich durch.

AC: Würden Sie sagen, dass Sie durch die Dissertation über „Freiherr vom Stein und die Zentralverwaltung der verbündeten Mächte 1813/14“ zum Historiker geworden sind oder erst später mit Ihrer großen Monographie über den Ersten Weltkrieg?

PGK: Die Dissertation war, um eine eben gebrauchte Formulierung zu wiederholen, das Gesellenstück. Als Nachweis der Professionalität war sie mir in gewissem Sinn wichtiger als das Weltkriegsbuch. Das ändert freilich nichts daran, dass ich aus der Sicht des Faches wohl nie zum professionellen Historiker geworden bin, weil ich mich eben nicht in die Zunft eingegliedert habe. Als ich zu Hubatsch ging und ihm sagte – damals war die Dissertation noch nicht fertig, ich habe sie mit nach Darmstadt genommen, um sie dort fertigzuschreiben – „Ich nehme jetzt eine Assistentenstelle an einem politikwissenschaftlichen Lehrstuhl an“, da sagte er nur: „Dann gehen Sie doch lieber gleich zum ‚Spiegel‘“. Die Vorstellung, dass Politikwissenschaft ein ernstzunehmendes akademisches Fach sein könne, war nicht nur den konservativen unter den Historikern damals noch sehr fremd. Die meisten Historiker waren wohl der Meinung, sie hätten das im Grunde schon immer selbst gemacht und zwar viel besser. Und es war ja im 19. Jahrhundert wirklich so, dass eine Reihe bedeutender Historiker auch systematische Vorlesungen über Politik gehalten hat, etwa Dahlmann oder Treitschke.

AC: Dann möchte ich übergehen zu Ihrer Begegnung mit Eugen Kogon in Darmstadt, die durch Ihren Vater vermittelt wurde. Als Sie die Assistentenstelle an seinem Lehrstuhl antreten, haben Sie noch Ihre unfertige Dissertation im Gepäck. Wie muss man sich Ihre Zusammenarbeit vorstellen? Haben Sie gleich damit begonnen, Seminare anzubieten?

PGK: Grundsätzlich ja. Aber es war ein sehr bequemes Assistenten-Dasein. Wir waren zu dritt, Kogon hatte drei Assistentenstellen.

Der älteste war der für mich sehr hilfreiche Ernst-Otto Czempiel, der ja später ein bedeutender Vertreter des politikwissenschaftlichen Teilfaches Internationale Beziehungen geworden ist. Ich war der jüngste unter den dreien. Natürlich hatten wir Lehrverpflichtungen, die aber nicht sehr belastend waren, da sich die Zahl der Studenten in unserem Fach in Grenzen hielt – Darmstadt war ja eine Technische Hochschule. Wir mussten jedes zweite Semester ein Proseminar anbieten.

Vielleicht fragen Sie, wie ich das gemacht habe, ein Fach zu unterrichten, das ich gar nicht studiert hatte. Das war nicht so schwierig damals, wahrscheinlich auch deswegen nicht, weil das Fach in den frühen sechziger Jahren in Deutschland noch nicht sehr professionalisiert war. Viele Lehrstuhlinhaber kamen aus anderen Fächern oder hatten überhaupt keinen wissenschaftlichen Werdegang. Kogon etwa war Publizist gewesen, so auch Michael Freund in Kiel, Theodor Eschenburg in Tübingen und Dolf Sternberber, den ich später kennenlernte. Ich habe wohl mit Themen begonnen, mit denen ich als Jurist und Historiker ganz gut umgehen konnte. Ich erinnere mich daran, dass die DDR sich in meinen Darmstädter Jahren, es könnte 1968 gewesen sein, eine neue Verfassung gegeben hat. Die Verfassung von 1949 war ja noch mit gesamtdeutschem Anspruch formuliert worden. Man konnte sie als Verfassung einer progressiven parlamentarischen Demokratie lesen. In den späten 60er Jahren schien es der SED an der Zeit zu sein, sich auch in der Verfassung zum Sozialismus im marxistisch-leninistischen Verständnis zu bekennen und die eigene Alleinherrschaft auch verfassungsrechtlich festzuschreiben. Eines meiner ersten Seminare war der Analyse dieser Verfassung gewidmet. Das war mit historischen und juristischen Vorkenntnissen sehr gut zu machen. Die Frage, was eine Verfassung eigentlich für eine Funktion hat in einem System, in dem sie die Mächtigen nicht binden kann und soll, führte dann aber schon in die Politikwissenschaft hinein. So lernte ich lehrend mein neues Fach kennen. Wenn man nur jedes zweite Semester eine Lehrveranstaltung anzubieten hat, geht das ganz gut.

Im übrigen wurde die Darmstädter Assistentenzeit ja noch einmal unterbrochen durch ein Englandjahr. Ich hatte ein noch unge-